

DAS WORT IN SEINER BEDEUTUNG

Oliver Heint

DAS WORT IN SEINER BEDEUTUNG

Zur Genese von Sprache und Bewusstsein

© 2022 Oliver Heini

2. Auflage. | Vorgängerausgabe: Urbilder der Sprachbaukunst, 2018.

ISBN: 978-3-347-45566-5

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tribution GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation sowie die Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Kontakt: urbilder@posteo.de

Umschlaggestaltung: Ilja Karenovics

Umschlagmotiv nach Rudolf Steiner: GA 162. Kunst- und Lebensfragen im Lichte der
Geisteswissenschaft. Dornach, 2000. Sechster Vortrag. Dornach, 17. Juli 1915. S. 130.

Informationen für Lesende:

1. Alle Übersetzungen aus nicht deutschsprachigen Werken stammen, sofern nicht anders angegeben, vom Verfasser.
2. Entgegen dem heute üblichen Vorgehen, Quellenverweise in Fußnoten darzustellen — bspw. Mustermann 2010 —, und diese am Ende der Schrift in einem zusätzlichen Quellenverzeichnis als Übersicht abzubilden, entschied sich der Verfasser, eine für ein sofortiges Überprüfen von Quellen praktikablere Form zu wählen. Es wird daher kein gesondertes Quellenverzeichnis *zu den im Fließtext aufgeführten* Quellenangaben abgebildet. Relevante Informationen werden in der jeweiligen Fußnote der Quellennennung angeführt, was ein Recherchieren ohne umständliches Hin- und Herblättern im Buch ermöglicht.
3. Das in den Tabellen abgebildete Sprachvokabular ist jeweils mit einer Tabellenbezeichnung, einer Kapitelnummer und einem der Übersicht dienenden Lautkürzel versehen, sodass im Tabellenverzeichnis ab Seite 896 ff. ein besserer Überblick möglich ist. Die zitierten Datenbanken, zum Beispiel die «Austronesian Basic Vocabulary Database», befinden sich in ständiger Weiterentwicklung und Korrektur, sodass etwaige Fehlangaben möglicherweise auf unüberarbeitete Einträge des Verfassers zurückzuführen sind und demzufolge einer Überprüfung bedürfen.
4. Das präsentierte Sprachvokabular wurde entsprechend der Schreibweise in seiner jeweiligen Quelle abgebildet und nicht in das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) übertragen.
5. Um eine größtmögliche Transparenz und Nachprüfbarkeit des *Vokabulars* zu gewährleisten, hat der Verfasser hinter jedem Kognat die entsprechende lexikalische Quellennummer angegeben. Hiervon ausgenommen sind deutsche und englische Vokabeln. Ab Seite 863 ff. sind die Quellen aufgelistet. Aufgrund des Vokabularumfangs können einzelne unbeabsichtigte Fehler nicht ausgeschlossen werden. Sollten solche gefunden werden, ist der Verfasser für Hinweise dankbar.

Inhaltsübersicht

INHALTSÜBERSICHT	5
VORWORT ZUR ÜBERARBEITETEN NEUAUFLAGE	9
ERÖFFNUNG UND ARBEITSHYPOTHESE	13
1. PHÄNOMENOLOGIE. EINE SPURENSUCHE	21
1.1. Einführung in das konsonantische Formgerüst der Sprache	38
1.2. Semantische Aspekte des Lautbildes B-R/P-R	75
1.3. Die Wurzel <bar> in Mesopotamien	112
1.4. Begriffsformen zwischen Dentalen und Fließlauten	116
1.5. Geist und Stoff	132
1.6. Laut- und Sinnwandel	154
1.7. Urbeziehungen	295
2. VOM TURMBAU ZU BABEL. DER MYTHOS	357
2.1. Mesopotamien und Ägypten	361
2.2. Indien und Persien	365
2.3. Rom, Athen und Europa	368
2.4. Afrika	369
2.5. Amerika	370
2.6. Australien	377
2.7. Von China bis Papua-Neuguinea	377
3. ZUM WERDEGANG DER SPRACHFORSCHUNG	385
3.1. Indien	385
3.2. Ägypten	392
3.3. Hellas und Rom	404
3.4. Das Mittelalter	415
3.5. Der Weg in die Neuzeit	424
3.6. Das 18. und 19. Jahrhundert	440
3.7. Das 20. und 21. Jahrhundert	650
AUSKLANG UND EPISTEMOLOGISCHES SCHLUSSWORT	853
QUELLEN DES SPRACHVOKABULARS	863
PERSONEN- UND NAMENSVERZEICHNIS	886
ERWEITERTES INHALTSVERZEICHNIS	895
TABELLENVERZEICHNIS	896

*«Es gibt eine zarte Empirie,
die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht
und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. [...]*

*Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen;
das Besondere ist das Allgemeine,
unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.»¹*

¹ GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: Maximen und Reflexionen. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Herausgegeben von MAX HECKER. Weimar, 1907. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 21). S. 122 f.

*«Es ist nachzuweisen, dass in den Sprachen früherer Zeiten
Materie und Geist nicht getrennt waren.»²*

² SCHILLER, PAUL EUGEN: Anregungen und Aufgabenstellungen von RUDOLF STEINER für naturwissenschaftliche Forschungen (Schiller-Mappe). In: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung (Hg.): Beiträge zur Rudolf Steiner-Gesamtausgabe. Veröffentlichungen aus dem Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung. Heft Nr. 122. Dornach, 2000. S. 5–36. Hier: S. 9: Als Beispiel ist angegeben: *«Ich brenne dem Tag die Augen aus.»*

*«Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang,
dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindringen, und sie zerlegten.
Jeder ihrer Namen schien das Losungswort für die Seele jedes Naturkörpers.
Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen,
und von ihnen konnte man mit Recht sagen, dass das Leben des Universums ein ewiges,
tausendstimmiges Gespräch sei; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte,
alle Arten der Tätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu sein.»³*

³ HARDENBERG, GEORG PHILIPP FRIEDRICH VON (NOVALIS): Die Lehrlinge zu Sais. Herausgegeben von JACOB MINOR. Jena, 1907. (Novalis Schriften, Band 4). S. 40.

Vorwort zur überarbeiteten Neuauflage

Geschätzte Leserinnen, geschätzte Leser,

Sie halten die zweite Auflage der ursprünglich unter dem Titel *«Urbilder der Sprachbaukunst»* erschienenen Abhandlung in Ihren Händen. Die erste Fassung dieser Publikation erschien im Dezember 2018, der Ergänzungsband *«Die Indoeuropäische Fabelwelt»* folgte ein Jahr darauf.

5 Diese Buchreihe widmet sich der Thematik einer denkbaren Monogenese aller Sprachen und geht ferner der Mutter aller sprachgeschichtlichen Fragen nach: ob die Worte, die wir tagtäglich sprechen, ursprünglich durch Übereinkunft oder durch eine *«göttliche»* Intervention respektive eine natürliche Ordnung ihre *Bedeutung* erhalten haben. Im Entstehungsprozess der Erstauflage verfolgte ich noch die Absicht, anhand lautcharakteristischer Beschreibungen zu vermitteln, wie
10 ich zu der von mir vorgetragenen Anschauung gelangte. Nach einigen Jahren, während derer ich die *«Urbilder»* nicht mehr in den Händen hielt, aber weiter forschte und mit vielen Menschen im Austausch stand, fasste ich den Entschluss, dass diese einer *grundlegenden* Überarbeitung und inhaltlichen Aufbereitung bedurften. Die *Gestalt* und die strukturelle Ausführung, speziell auch der Titel konnten nicht beibehalten werden. Wachsendes Sprachmaterial und gereifte Erkenntnis
15 brachten es mit sich, dass sich manche Ausführungen als unzureichend — zu kurz gegriffen; wie man so schön sagt — herausstellten, sodass diese durch eine bessere Gliederung, klarere Argumentation, übersichtlichere Tabellen, kurz: eine professionellere Gesamtkonzeption ersetzt wurden. Lag in der Erstauflage der Fokus mehr auf der Lautcharakteristik und damit auf der künstlerischen Seite der Sprache, liegt dieser jetzt vorwiegend auf der sprachwissenschaftlich-
20 konzeptionellen. Eine den Bewusstseinswandel einbeziehende Theorie der Sprachgenese, die zu einer begründeten lautsemantischen Forschung führt, fehlt bis heute. Diese zu skizzieren, war mein Ansporn, da nur auf diesem Weg der Begriff der *«Bedeutung»* (und wie diese zustandekam) erkenntnistheoretisch erfasst und in die etymologische Forschung einbezogen werden kann.

Die hauptsächliche Arbeit, die dieser Abhandlung neben dem Durchdenken ganz konkreter
25 Fragestellungen zugrunde liegt, wird man anhand der zahlreichen Übersichtstabellen zu Gesicht bekommen. Sie lag darin, eine Datensammlung der menschlichen Sprachen und Wörter, nach bestimmten Kriterien sortiert, aufzubauen. Es ist nicht sonderlich schwierig, Sprachvokabular zu sammeln. An den Universitäten, in Lexika und im Internet finden sich zuverlässige Quellen. Die Problematik vor der ich stand, war vielmehr folgende: Ich hatte erkannt, dass die Vokabularien
30 in eine ganz bestimmte *Form* gebracht werden müssen, um eine Datensammlung zu erhalten, mit der ich meine Ideen zuverlässig überprüfen konnte. Das Material durfte nicht einfach nach Sprachen, Sprachfamilien oder rein lexikalischen Aspekten sortiert werden, sondern es musste nach jenem Kriterium seine Ordnung erhalten, welches ich als den *etymologisch grundlegenden Konsonantenstamm* eines Lexems ansehe. Nun weiß ein jeder, dass eine solche Bestimmung so
35 manche stillschweigende Voraussetzung und nicht zu unterschätzende Gefahren mit sich bringt. Zunächst bedeutete dies für mich, die Vokale aus den Wörtern zu *«entfernen»* und bestimmte Konsonantenmuster, die ich als *etymologisch relevant* begriff, auch als solche zu hinterlegen. Nach zahlreichen Programmierfehlern, Optimierungen und leidlich manueller Datenpflege hatte ich einen gangbaren Weg gefunden, diese Aufgabe zufriedenstellend zu bewerkstelligen.

40 Weshalb ich es mir erlaube, die einem Wort eigenen Vokale für etymologische Ermittlungen als sekundär zu betrachten, werde ich im Verlaufe der Ausführungen erläutern. Schon JOSEPH GREENBERG (1915–2001), einer der einflussreichsten, methodisch aber am meisten kritisierten Linguisten des 20. Jahrhunderts, war in seiner jahrelangen Forschungstätigkeit zu der Ansicht gekommen, dass die Vokale viel *«leichter veränderlich sind als Konsonanten»*⁴. —

45 Die Systematik der Datenanlage war die folgende: Die hauptsächlichen Lautkategorien der Konsonanten legte ich in vier Abteilungen an, denen ich entsprechend die Ziffern 1-4 zuwies.

⁴ GREENBERG, JOSEPH HAROLD / RUHLEN, MERRITT: Der Sprachstammbaum der Ureinwohner Amerikas. In: Spektrum der Wissenschaft 7 (1994). S. 58–64. Hier: S. 63.

«Kategorie 1» bezieht sich auf Labiale — konkret B und P, ferner die Labiodentale PH, F, PF, V und W. «Kategorie 2» bilden alle Gaumenlaute — G, K, CH, KH, H, X. «Kategorie 3» enthält die Alveolare — D, T, TH, S, SCH, ST, TS, TSCH — und «Kategorie 4» wies ich die Fließlaute R und L — die Liquidae zu. Es versteht sich von selbst, dass es in Bezug auf den Lautwandel stets Überschneidungen zwischen den Lautklassen gibt, etwa zwischen S und K, dem berühmten Satum-Kentum-Wandel, oder zwischen K und T, S und R oder L und N sowie einigen weiteren. Die Datensammlung war als Hilfestellung für meine etymologische Forschung konzipiert, nicht als terminologisch exaktes — und auch keineswegs als fehlerfreies — universelles Instrument.

Ich möchte einige Nebensächlichkeiten zu der Vokabularsammlung erwähnen, da sie manche Leser wohl interessieren dürften. Meine Datenbank umfasst derzeit 1.545.970 Worteinträge aus dem Basisvokabular von etwa 8.300 Sprachen und Dialekten. Die Anzahl der «eigentlichen» Sprachen ist nicht genau bestimmbar, da keine einheitliche Definition existiert, was noch ein Dialekt und was schon eine Sprache ist. Das liegt in der «flüssigen» Natur dessen begründet, was wir Sprache nennen. Die 8.300 Idiome teilen sich in 145 Sprachfamilien auf, zuzüglich der als isoliert geltenden und der «unklassifizierten» Mundarten, der Pidgin-Sprachen sowie einiger Kreol- und Kunstformen. Von den weltweit 120 als isoliert gewerteten Mundarten besitze ich Material von 100 Idiomen, wobei noch etwa 50 Dialektvarianten hinzukommen. Die Anzahl der Einträge reicht von über 25.000 Lexemen, wie für das Althochdeutsche, bis hin zu einer Anzahl weniger Wörter, wie für das austroasiatische Bondo. Von 374 Sprachen befinden sich jeweils mehr als 1.000 Einträge in der Datenbank, über 500 Einträge liegen von 481 Idiomen vor und mehr als 70 Einträge konnte ich bislang von 1.984 Sprachen sammeln. Von den verbleibenden Sprachen und Dialekten habe ich je 25 bis 69 Grundbegriffe erfasst. Es besteht folglich eine ausgewogene Wortschatzsammlung aus den wichtigsten Sprachstämmen, da aus jeder Familie wenigstens eine Sprache in der Datenbank erfasst ist, von der ich eine große bis sehr große Menge an Vokabular auffinden und einarbeiten konnte. Ein nicht unbeträchtlicher Teil an Daten wartet noch darauf, eingepflegt zu werden. Alle in der Datenbank gesammelten Einträge werden mit einer Hochziffer hinter der Vokabel (z. B.: ‚Test‘¹) oder in der jeweiligen Tabellenspalte «Quelle» angegeben. Gesonderte Quellenverweise wurden direkt am Wort oder am Ende eines Satzes oder Absatzes angefügt; diese werden in einer Fußnote der jeweiligen Seite genannt. Zusätzliche Vokabeln stammen aus Fachbüchern oder linguistischen Datenbanken im Netz.

Der häufigste Eintrag ist der Name «Wasser». Er taucht 10.343 mal in der Sammlung auf. Nicht berücksichtigt sind hierbei Einträge wie «Brackwasser», «Leitungswasser», «Gewässer» und ähnliche Kombinationen. Ich spreche von Solo-Einträgen. Begriffliche Variationen wurden gesondert erfasst. — Es sei angemerkt, dass einige doppelte Einträge innerhalb der Sammlung existieren. Der Hintergrund ist der, dass ich im Laufe der Zeit Wörter aus diversen Quellen, mit teils unterschiedlichen Schreibweisen erfasst habe. Das hat Vorteile, aber auch den Nachteil, dass ich Auswertungen um die doppelt erfassten Einträge zu bereinigen habe, was aber für den Arbeitsprozess als solchen nicht relevant ist. — Im Bereich des Begriffs «Wasser» finden sich weltweit die meisten Einträge im Lautbild der Labiale. 1.753 Einträge (ohne doppelt erfasste) enthalten nur einen Labiallaut sowie einen oder zwei Vokale. Das entspricht 17,5 % aller Wörter, die *Wasser* bedeuten. 595 dieser 1.753 Einträge lauten mit M, 391 mit W, 386 mit B. Wie von mir in dieser Abhandlung aufgezeigt wird, vertrete ich die Auffassung, dass dies ein Fingerzeig auf den weltweit einheitlichen Lautwandel ist, der so, wie ich ihn zu verstehen meine, bislang von keinem mir bekannten Forscher, mit Ausnahme des anno 1951 verstorbenen ARNOLD WADLER (*1882) vertreten wurde, auf dessen Erkenntnissen ich aufbaue. Gemeint ist, dass die Lautwechsel sich weltweit — in der Regel; keinesfalls aber ausnahmslos — innerhalb ihrer Lautklasse vollziehen, wobei sich aufgrund bestimmter Laut- sowie Ausspracheeigenheiten Laute an der «Grenze» ihrer Äußerungsklasse in andere Lautklassen verschieben können. Diese Fälle sind *vergleichsweise* selten und treten — das halte ich für entscheidend — erst in den «jüngeren» Sprachzuständen gehäuft auf, da im Laufe der Sprach- und Bewusstseinsentwicklung eine Kluft zwischen dem Lautbestand eines Wortes und der im Menschen zum Lautbild sich formenden Vorstellung entstand, die mit zunehmender Autonomie des Denkens deutlicher zu Tage trat, sodass heute kaum noch ein innerlich erleb- oder erfühlbarer Bezug zwischen Laut und Sinn bzw. Wortbedeutung vom Menschen hergestellt werden kann. Dies zeigt sich in den

seit über 150 Jahren vorherrschenden Theorien zur Sprachentfaltung. Die Veränderungen des menschlichen Bewusstseins im Laufe der Entwicklung gingen damit einher, dass die Gesetze des Lautwandels sich von einem früheren kollektiv-einheitlichen Prozess in differenziertere Wechselverhältnisse auswuchsen. Der ganze Bezug zum Wort war, das unternehme ich in dieser
 5 Untersuchung aufzuzeigen, in älteren Zeiten der Sprachausbildung ein anderer. Die Ergebnisse, zu denen ich gelange, beleuchten, dass die Annahme berechtigt erscheint, dass das Bewusstsein der Menschen früherer Kulturen ein gänzlich anderes gewesen ist als das unsrige. Die Rede ist hier von einem Zeitraum von ca. 14.000 v. Chr. an bis etwa zu jener Zeit, die historisch bereits
 10 dunkel erscheint und von der man annimmt, dass sich diejenigen Sprachen, die man gewohnt ist als präindoeuropäische zu bezeichnen, langsam überlebt hatten. Annähernd bis zum Anbeginn der altgriechischen Kulturepoche weist uns dieser Gedankengang. Ich habe versucht, deskriptiv andeutend auf diesen permanenten Bewusstseinswandel einzugehen. So manches, was sich dem Denken als unumstößlich ergibt, muss dessen ungeachtet vorerst als Hypothese gelten. —

Weshalb wird das *Wasser* weit über dem Durchschnitt (ca. einem Drittel aller Wörter meiner
 15 Sammlung) mit den ihrer Symbolform nach <wellig anmutenden> und sprachlich halbvokalischsummend geäußerten Lauten M und W bezeichnet? Spielt uns der Zufall solche Streiche? Nach Jahren des intensiven Beschauens und Durchdenkens der mir vorliegenden Daten und dem sich anschließenden Studium sprachwissenschaftlicher Erklärungsmodelle steht das Ergebnis für mich bar jeden Zweifels fest: Nein. Der Zufall als Erklärung fällt — nicht nur für den Begriff
 20 *Wasser* — weg. Um zu antizipieren: Es ist mir durchaus bewusst, dass gerade einsilbige Wörter dem komparativen Linguisten nicht den Eindruck erwecken, zuverlässige Indikatoren für eine Prüfung mutmaßlich gemeinsamer Wortgenese, zu gut Deutsch: möglicher Urverwandtschaft zu sein. Allein, solche Worte existieren ja doch in einer unermesslich großen Zahl und harren einer etymologischen Deutung. Wo immer möglich, werde ich mich auf Trikonsonanzen — das sind
 25 dreikonsonantige Wortstämme — konzentrieren (beispielsweise den Stamm B-R-G).

Die mir während des Studiums aufgefallenen lautsemantischen Verkettungen, etwa zwischen dem Altgriechischen und den germanischen Dialekten, haben mich fasziniert. Die Frage, ob nun Zufall, Entlehnung, Lautmalerei oder doch Urverwandtschaft als Erklärung für ein Wortpaar die historische Wirklichkeit beschreibt, schien mir in vielen Fällen gänzlich ungeklärt zu sein. Da
 30 sind deutsche Wörter wie das *Hüpfen* und *Hoppen*, die ein Springen benennen, etymologisch aber zum Biegen gereiht werden. Sie stehen neben Formen wie dem altgriechischen ‚hippos‘²³⁷ (Pferd, Ross, Reiter), dem *Springpferd*. Sind diese Worte tatsächlich nicht verwandt? Welche sind gültige Wege, dies zu ergründen? Gleiches bei Spielarten wie dem deutschen *Kürzen* zum altgriechischen ‚chirizein‘²⁹⁶ (sondern), *Lauch* zu ‚lak^hana‘²³⁷ (Gemüse), dem *Leinen*, der *Leine*
 35 zu ‚chlaina‘²⁹⁶ (Oberkleid), *legen* zu ‚lēgein‘²⁹⁶ (sich legen), unserem *Heulen* zur griechischen Form ‚hylan‘²⁹⁶ (bellen), deutschem *Gellen* zu ‚gelan‘²⁹⁶ (verlachen, lachen), dem *Blöken* zu ‚blēchē‘²⁹⁶ (blöken), dem *Balken* zu ‚phálkēs‘²⁹⁶ (Balken) oder aber: ‚chézein‘²⁹⁶ (schießen).

Zu den häufigsten Nennungen meiner Sammlung zählen neben *Wasser* die Begriffe Auge und Sehen, Feuer, Stein, Haut, Brust, Ohr, eins, zwei, Hund, Zunge, Zahn, Blut, Knochen, Nase,
 40 Sonne, Fisch, Hand, Blatt, Weg, Pfad usw. Ich werde folglich mit solchen Wörtern arbeiten, um die Urgemeinschaft der Sprachen aufzuzeigen und den Nachweis zu erbringen, dass der Leitsatz der für die Postulierung sprachlicher *Urverwandtschaft* aufzuzeigenden Lautkorrespondenzen sowie der grammatikalisch-morphologischen Gemeinsamkeiten, der nach der herausragenden und für die Sprachforschung wegweisenden Arbeit FRANZ BOPPS (1791–1867)⁵ bald zur
 45 Grundvoraussetzung linguistischer Methodik wurde, in seiner gegenwärtigen Form nicht länger aufrechtzuerhalten ist. Der Evangelist JOHANNES behält Recht in seinem Ausspruch:

«Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ Λόγος, καὶ ὁ Λόγος ἦν πρὸς τὸν Θεόν, καὶ Θεὸς ἦν ὁ Λόγος.»⁶

⁵ BOPP, FRANZ: Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Frankfurt am Main, 1816.

⁶ Vgl. Evangelium des JOHANNES. Absatz 1, Satz 1:

«En archē ēn ho Lógos, kai ho Lógos ēn prós tòn Theòn, kai Theòs ēn ho Lógos.»

(Im Urbeginne [den Archai] war das Wort, und das Wort war bei Gott, und selbst ein Gott war das Wort.) Der Ausdruck «Ἐν ἀρχῇ» sollte einmal wörtlich genommen und als *Wesenhaftes* verstanden werden.

In Gedenken an MAGDALENA ZOEPPRITZ (1940–2020)

Eröffnung und Arbeitshypothese

Ziel dieser Abhandlung ist es, aufzuzeigen, dass alle Sprachen der Erde durch ein geistiges Band miteinander verwoben sind. Dieses Band sichtbar zu machen, was Überlieferungen über eine verflossene Urgemeinschaft aller Sprachen aus dem Dunkel des Mythos herauf in das Blickfeld bewusster und methodischer Erforschung rückt, wird anhand systematischer sowie strukturierter Arbeitsschritte angestrebt, die sich sowohl morphologisch-komparativer, etymologischer, philo-

sophischer als auch (phono-)semantischer Werkzeuge bedienen.

Mit EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY (1888–1973) wird die Frage gestellt, wo die Kraft und wo der Maßstab für das Ganze ist, wo der Urquell, aus dem sich all die verschiedenen Idiome, die sich zeitigenden Ströme der Sprache abzweigten.

«Wie verhalten sich Gedanken und Sprache zueinander? Was ergibt sich aus ihrem Verhältnis für die Wahrheit überhaupt?»⁷

Es soll begreiflich werden, dass Worte in Zeiten frühester Sprachschöpfung nicht zufällig ihre ›Bedeutung‹ erhielten, sondern dass diese sich aus Umbildeprozessen innerlich-ästhetischer Gestalteindrücke (Motive) in Verlautbarungsmuster ergab. Es wird sich alsdann herausstellen, dass neben dem von RUDOLF STEINER (1861–1925) im Jahre 1909 erstmals festgehaltenen Faktum, dass der Mensch einen Sprachsinn besitzt, was inzwischen durch neurolinguistische Forschungsergebnisse bestätigt worden ist,⁸ dem gesprochenen Laut ein bestimmtes, charakterlich vielseitiges Wesen eignet, was seinerzeit bereits WILHELM VON HUMBOLDT (1767–1835) ahnungsvoll erwog. Das Wesenhafte eines jeden Lautes kann vom Menschen durch seinen Sprachsinn empfindend erlebt sowie durch erkenntnistheoretische Überlegungen in Verbindung mit linguistisch-systematischen Untersuchungen erschlossen werden.

Zu Beginn wird folgende *Arbeitshypothese* vorgestellt:

Den unsere Worte auszeichnenden Konsonantenkonfigurationen, welche ich in der Regel als *Lautbilder* bezeichnen werde, liegt ein sich vielfältig ausgestaltender Bedeutungsgehalt, eine semantische Form zugrunde. Worte können als tönende Abgüsse menschlicher *Gebärden* gelten. Diese wurden in den frühesten Zeiten der Sprachentwicklung nicht zufällig oder gar mechanisch, sondern ihren immediat erlebten Wesensmerkmalen *entsprechend* verlaublicht. Impressionen wurden situationsbedingt in eine Ausdrucksform umgegossen. Infolge dieses Werdegangs lässt sich in allen Sprachen der Erde eine einstmals kollektive Ausgestaltung und spätere Differenzierung begrifflich homogener Gebilde in bestimmte lautsemantische Bilder nachweisen. Alle Sprachen sind folglich untereinander urverwandt in ihrem Wortschatz. Diese Urverwandtschaft ist archaischer einzustufen als die Entwicklung jüngerer grammatikalisch-morphologischer Innovationen einzelner Sprachfamilien.

Es sind verschiedene Stadien der Sprachentwicklung zu unterscheiden. In sehr früher Zeit der Wortgestaltung wurden Laute unmittelbar, ähnlich einer leiblichen Gebärde, situationsbedingt-konkret ausgesprochen, ohne dass zuvor ein persönlich-bewusstes Gedankenelement zwischen Erfahrungseindruck und Lautausdruck vermittelt hätte. In dieser Zeit glich die Sprache einer reinen Willensäußerung und war generell allgemeinverständlich. Wahrnehmen und Denken mag man sich für diese Zeit als Einheit vorstellen. Während einer zweiten Entwicklungsperiode, als der Mensch innerlich mehr Abstand und damit ein *bewussteres Empfindungsverhältnis* zu den

⁷ ROSENSTOCK-HUESSY, EUGEN: Die Sprache des Menschengeschlechts. Eine leibhaftige Grammatik in vier Teilen. Heidelberg, 1963. Hier: Erster Band. Zweiter Teil. Das Versiegen der Wissenschaften und der Ursprung der Sprache. S. 661.

⁸ Vgl. PEVELING, MARTIN: Der Sprachsinn bei RUDOLF STEINER. Eine kritische Würdigung im Licht der modernen Sprachforschung und der sozialen Neurobiologie. Recklinghausen, 2016.

Eindrücken der Weltvorgänge gewann, schwand die Innigkeit zwischen Eindruckserleben und Ausdrucksverlautbarung allmählich, sodass die Sprachen sich hernach voneinander schieden. Die nächste Stufe dieser Entwicklung bedingte ein Sich-Emanzipieren vom Lautempfinden, einhergehend mit einem deutlich intensiveren Leben im persönlichen Gedankenelement. Eine merkliche Diskrepanz zwischen Wahrnehmungseindruck und Lautausdruck war die Folge.

Ich arbeite heraus, dass alle Sprachen einem einheitlichen Gestaltungs- oder Bauprinzip, einer sich entfaltenden Idee sowie einer einmaligen Ursprache entsprangen. Diese Tatsache wird anhand der eingehenden Diskussion, einer Fülle an Sprachmaterial sowie eines Ausflugs historischer Art, der den Wandel des Denkens über die Sprache beleuchtet, aufgezeigt.



Die Linguisten DAMIÁN E. BLASI und HARALD HAMMARSTRÖM haben zusammen mit einer internationalen Gruppe von Wissenschaftlern von den «Max-Planck-Instituten für Mathematik in den Naturwissenschaften und für Menschheitsgeschichte» sowie der «Universität Leipzig» in einer im September 2016 veröffentlichten Untersuchung, die im Fachjournal «*Proceedings of the National Academy of Sciences*» erschien,⁹ deutliche Indizien für die beschriebene These herausgearbeitet. Für ihre Studie untersuchten die Forscher ein aus 100 Wörtern bestehendes Grundvokabular, das etwa zwei Drittel der weltweit über 7.000 Sprachen als Datenbasis hat. Anhand ihrer Sammlung prüften die Forscher für eine gewisse Anzahl von Begriffen, ob diese häufiger oder seltener mit bestimmten Lauten belegt werden, als es der Zufall erlaubt. Dabei entdeckte die Gruppe signifikante Zusammenhänge in einem großen Teil dieser Begriffe, gerade auch in solchen Sprachen, die als nicht miteinander verwandt gelten. Das Team konnte belegen, dass beispielsweise Wörter für den Begriff *klein* bevorzugt den Vokal I enthalten, solche für den *Knochen* hingegen führen überdurchschnittlich häufig den Konsonanten K. Den Forschern ist der Ursprung der entdeckten Zusammenhänge zwischen Laut und Bedeutung im Prinzip noch weitestgehend unklar. Bislang ging man innerhalb linguistischer Kreise mehrheitlich davon aus, dass sich derartige Beziehungen zwischen dem Lautbild und seiner Bedeutung nur selten finden lassen und dass dem Laut an sich keine Eigenbedeutung zugeschrieben werden kann. Durch die Auswertung dieser umfassenden Datenmenge und der sich dadurch zeitigenden Ergebnisse wird sich diese veraltete Denkweise den neuen Befunden und dem daraus sukzessive hervorgehenden Paradigmenwechsel früher oder später anpassen müssen.

Die angesprochene — veraltete — Denkweise ist eine solche, wie sie wohl von den meisten Linguisten momentan noch vertreten wird. Sie stellt ganz richtiggehend fest, dass sprachliche Merkmale stetigem Wandel unterliegen und nimmt diesbezüglich an, dass der Wortschatz einer Sprache oder Sprachfamilie sich über ausgedehnte Zeiträume hinweg zu einem derart hohen Prozentsatz gewandelt haben muss, dass der Nachweis mutmaßlicher einstmaliger Urverwandtschaft sowie einer heute hauptsächlich als «Proto-Welt-Sprache» bezeichneten Sprachurform unmöglich erscheint. Diese Theorie impliziert das beherrschende Paradigma der Linguistik: die Arbitrarität des Zeichens; das ist die prinzipielle Beliebigkeit der Lautgestalt für den Ausdruck von Gedanken in Sprachform und damit einhergehend die Nicht-Notwendigkeit eines formalen Bezugs zum verlaublichen Gedankeninhalt. So berechtigt nun das prominente SAUSSURSCHE Paradigma für einen begrenzten zeitlichen Bereich der Sprachentwicklung auch sein mag, für die Frage nach der Urgenese und der Beschaffenheit frühester sprachlicher Gestalten scheint es nicht haltbar zu sein, was auch die Ergebnisse von BLASI et al. nahelegen. Für die Frage nach der Beschaffenheit früherer Sprachzustände und einer denkbaren Urverwandtschaft zwischen heute etablierten Großfamilien ist ein Faktor essentiell, der von vielen Forschern der historisch-vergleichenden Methodik kaum bis gar nicht beachtet wird: *die Bewusstseinsfrage*. Ich gehe davon aus, dass heute sowohl innerhalb der Linguistik als auch der Bewusstseinsforschung ein weitestgehender Konsens darüber besteht, dass Sprache notwendig war, damit der Mensch ein

⁹ Vgl. BLASI, DAMIÁN E. / WICHMANN, SØREN / HAMMARSTRÖM, HARALD / STADLER, PETER F. / CHRISTIANSEN, MORTEN H.: Sound-meaning association biases evidenced across thousands of languages. In: PNAS 113.39 (2016). S. 10818–10823.

introspektives Bewusstsein und damit einhergehend ein reflektierendes Denken überhaupt hat ausbilden können. Ferner scheint mir dabei wesentlich zu sein, dass, um Sprache zu erfinden, der Mensch ein kognitiv-perzeptuell besonderes Verhältnis zu seiner Umgebung hat ausbilden müssen. Es existieren seit Jahrhunderten Bestrebungen, sogenannte Plansprachen zu ersinnen.
 5 Diese ehrenwerten Ansätze kommen jedoch nicht darüber hinaus, basierend auf der Kenntnis lebendiger bzw. überlieferter und katalogisierter Sprachen, grammatikalische Strukturen und Vokabularien abzuschauen und nachzubauen, was mehr schlecht als recht funktioniert. Um eine sich «wie von selbst» regulierende Sprache zu entwickeln, bedarf es offensichtlich eines anderen, namentlich inneren Zugangs und — so gebietet das logische Denken — einer formflexiblen,
 10 grammatikalisch zunächst offenen und dynamischen Art sprachlicher Gestaltung.

Ein Sprachwissenschaftler ist angehalten, sich der schwierigen und oft tabuisierten Frage, wann und wie die grammatikalischen Formen respektive Sprache als Gesamtheit entstanden ist, zuzuwenden. Ohne den Laut, der die Worte bildet, wären grammatikalische Strukturen nicht entstanden. Die Frage, ob das Phänomen der Flexion ursprünglich sei oder nicht, hatte schon
 15 AUGUST SCHLEICHER (1821–1868) verneint.¹⁰ Dem pflichtete JACOB GRIMM (1785–1863) bei.¹¹ Es hätte diese Fragestellung in die Erforschung münden sollen, was vom «Ursprecher» her als *Satzcharakteristik* sich aus- und fortbildete. Ich schließe mich hier den bis in die Gegenwart aktuellen Ansichten OTTO JESPERSENS (1860–1943) aus dem Jahre 1922 an:

«Mit wenigen Ausnahmen haben diejenigen, die über unser Thema geschrieben haben, in
 20 ihrer Phantasie eine primitive Ära heraufbeschworen und sich sodann gefragt: Wie wäre es möglich, dass Menschen oder menschenähnliche Wesen, die bis dahin nicht mit Sprache ausgestattet waren, die Sprache als Mittel zur Kommunikation von Gedanken erwerben? Diese Methode wird von den Forschern nicht nur sozusagen instinktiv verfolgt, sondern es wird uns sogar positiv gesagt [...], dass diese die einzig mögliche Methode sei. Im direkten
 25 Gegensatz zu dieser Behauptung denke ich, dass es hauptsächlich an dieser Methode und ihrer Art, die Frage zu stellen, liegt, dass bisher so wenig getan wurde, um sie zu lösen. Wenn wir in unserer Untersuchung irgendeine Hoffnung auf Erfolg haben wollen, müssen wir neue Methoden und neue Wege ausprobieren, und glücklicherweise gibt es Wege, die uns zu einem Punkt führen, von dem aus wir erwarten können, dass er uns die Welt der primiti-
 30 ven Sprache in einem neuen Lichte zeigt.»¹²

Weiterführend argumentiert JESPERSEN, dass die Hypothese, wir könnten vom gegenwärtigen Spracherwerb der Kinder auf den Sprachursprung des Menschen schließen, irrig sei, da Kinder eine bereits existierende Sprache erlernen, nicht jedoch aus einem vormals sprachlosen Zustand die Sprache als Ganzes neu erfinden.¹³

«Der Irrtum wird offensichtlich, wenn wir für einen Moment den Fall eines Menschen
 35 annehmen, der versucht, die Entwicklung der Musik aus der Art und Weise zu erschließen, wie einem Kind heutzutage das Spielen auf dem Klavier beigebracht wird. Offensichtlich befindet sich der moderne Lernende in einer ganz anderen Position als der primitive Mensch und hat eine ganz andere Aufgabe vor sich: er hat ein Instrument zur Hand, und
 40 Melodien, die bereits für ihn komponiert sind, und schließlich einen Lehrer, der es versteht, diese Melodien aus dem Instrument herauszuholen.»¹⁴

¹⁰ Vgl. SCHLEICHER, AUGUST: Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht. Bonn, 1850. S. 7 ff.

¹¹ Vgl. GRIMM, JACOB: Über den Ursprung der Sprache. Berlin, 1858. S. 37.

¹² JESPERSEN, OTTO: Language. Its Nature, Development and Origin. London, 1922. S. 413.

¹³ Die Frage bleibt bestehen, wie die latente Fähigkeit unseres passiven Sprachvermögens in der Evolution zustande kam. Wir verstehen Fremdsprachen bereits recht gut, bevor wir sie gut sprechen können. Dieses passive Sprachvermögen geht dem aktiven Sprechen-Können voraus. Unser Hörvermögen ist nicht nur in dieser Hinsicht als zentraler Sprachbildefaktor anzusehen. Doch wie strukturieren Umgebungsgeräusche, Rhythmusschwankungen und die gesamte Prosodie das Sprachvermögen?

Vgl. PATZLAFF, RAINER: Sprache. Das Lebenselixier des Kindes. Moderne Forschung und die Tiefendimension des gesprochenen Wortes. Stuttgart, 2017. S. 118 ff.

¹⁴ JESPERSEN, OTTO: Language. Its Nature, Development and Origin. London, 1922. S. 417.

JESPERSEN dachte ganzheitlich, holistisch. Wenn wir die Babysprache beobachten, dürften wir nicht die Art und Weise vernachlässigen, in der Kinder neue, nie zuvor gehörte Wörter erfinden und oft ursprünglich bedeutungslosen Klangkonglomeraten einen Sinn verleihen. Zudem hätten wir den Blick jenen Sprachen zuzuwenden, deren Alter und Struktur auf einen archaischeren Sprachzustand schließen lassen. JESPERSEN beschritt einen fruchtbaren Weg. Er verfolgte die Sprachen zurück zu ihren älteren Formen, um daran zu ermessen und zu reflektieren, wie die Idiome aus ihrem Urzustand heraus erwachsen sein könnten. Und er erkannte, dass «primitive», urtümlichere Sprachen eine viel beweglichere Grammatik besaßen und formenreicher waren. Früheste Sprachstufen wären ungleich synthetischer als «moderne» Sprachen, die im Vergleich mit archaischen Formen als analytisch gelten müssten. Seine Untersuchungen führten ihn zu demselben Ergebnis, zu dem auch diese Abhandlung hinführt. Die ursprüngliche Sprache — die menschliche Ursprache — besaß noch kein determiniertes grammatikalisches System, da sie in ihrem Bau eher «flüssiger Natur» war, was damit zu erklären ist, dass das Bewusstsein der sprachbildenden Menschen ein solches war, dass, anfänglich gesänglich und bedeutungsfrei, seine Verlautbarungen dem Wesen der Dinge *entsprechend*, das heißt: situativ-gebärdenhaft gestaltete, eine komplexe Situation erfassend und diese sogleich in Laute umorganisierend (also ausgestaltend). Damit war jede Lautgebärde anfänglich: *melodieartiger Satz*; eine Feststellung, die ein Licht wirft auf Interjektionen, Onomatopoesie und die Frage nach der Lautbedeutung.

In der vorgelegten Untersuchung wird aufgezeigt, dass diese Entdeckung bereits vor über 100 Jahren durch eine anders geartete Forschungsmethode getätigt und durch anschließende lautcharakterliche Untersuchungen umfangreich ausgearbeitet worden ist.¹⁵ Diese Vorarbeiten weiterentwickelnd, sollen Wesensmerkmale einzelner Laute und Lautgruppen anhand globaler und systematischer Sprachvergleiche herausgearbeitet werden, die uns in die Lage versetzen, den Wandel der Semantik, den Sinnwandel als dem Lautwandel «polar» entsprechendes und mit diesem Hand in Hand vonstattengehendes Phänomen zu begreifen. Die sich daraus ergebenden Erkenntnisse werden dazu reichen, einen erweiterten Blick für die Frage nach genetischer Urverwandtschaft zu entwickeln. Es ergibt sich die vernünftige Schlussfolgerung, dass wir den Entwicklungsgang der Sprache sowie die Evolution des Menschen konsequenter und deutlich umfassender als bislang als *Bewusstwerdeprozess* zu betrachten haben. Gerade auch im Hinblick darauf, die bedeutsamen und dank der gegenwärtigen Bewusstseinsforschung brandaktuellen Syllogismen JESPERSENS weiterzuverfolgen, muss statuiert werden, dass hierzu bis heute eine phänomenologisch unzureichende Arbeit geleistet wurde, denn weder konnten Interjektionen in ihrem Satzcharakter begriffen noch der entscheidende Wesensunterschied von Konsonanten und Vokalen erfasst werden — welcher gegenwärtig durch die Forschungsergebnisse von MICHAEL TOMASELLO (*1950) wieder geläufig wurde. Diese besagen, dass beispielsweise die Primaten nur *innere* (seelische) Regungen lautsprachlich kommunizieren, durch vokalische Äußerungen, während ihre eigentliche Kommunikationsform, die sich nach *außen* richtet, «gebärdenhaft-gegenständlicher» Natur ist.¹⁶ AUGUST SCHLEICHER, AUGUST FRIEDRICH POTT (1802–1887) und andere Linguisten haben diesen entscheidenden Faktor nicht gekannt, wodurch die letztlich doch offensichtlichen Wortstämme verborgen geblieben sind. Der Eifer für die neuentdeckten Lautverschiebungen — RASMUS CHRISTIAN RASKS (1787–1832) und JACOB GRIMMS —, die einige Forscher bald in den Gesetzesrang erhoben, sodass sie fortan als ausnahmslos zu gelten hatten, tat hierbei sein Übriges, da man vor lauter Begeisterung den Entwicklungsgedanken linear erfasste, was aber dem Wesen der Bewusstseinsentwicklung gerade nicht entspricht.

Feststehende grammatikalische Strukturen waren während der ersten Ausbildung der Sprache unmöglich und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie auch eine lange Zeit nach der erstmaligen Entfaltung der Ursprache deutlich variabler waren, als dies von Linguisten angenommen wird, die gewohnt sind, Urverwandtschaft anhand positivistisch-grammatikalischer Kongruenzen in Verbindung mit Lautkorrespondenzvergleichen zu erproben und differente Ansätze kategorisch

¹⁵ Hier sind nicht die phonosemantischen Ansätze gemeint*, auch wenn diese zu ähnlichen Ergebnissen führen wie die von mir anvisierten anthroposophischen Studien. Vgl. zudem BLASI et al. 2016.

* Vgl. MAGNUS, MARGARET: What's in a Word? Studies in Phonosemantics. Trondheim, 2001. S. 10.

¹⁶ Vgl. TOMASELLO, MICHAEL: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt am Main, 2009. S. 17 ff. und S. 42 ff.

abzulehnen.¹⁷ Das Kriterium nicht verfestigter grammatikalischer Formen ist für die Frage nach sprachlicher Urverwandtschaft fundamental. Grammatikalische sowie phonetische Parameter sind und bleiben essentiell für die Prüfung zeitlich ‹jüngerer› sprachlicher Verwandtschaft. Für die Fragestellung nach globaler Urverwandtschaft haben diese Werkzeuge eine vorbereitende
 5 Funktion, wodurch sie unersetzbar für die vergleichende Sprachwissenschaft bleiben.

Ferner existieren gegenwärtig Theorien, die behaupten, nach so und so vielen tausend Jahren hätte eine Sprache ihr Wortmaterial vollständig ausgetauscht, was eine Rekonstruktion sowie ein Wissen über früheste Sprachzustände unmöglich mache.¹⁸ Dass dem nicht so ist, beweist nicht nur eine methodische Phänomenologie des Sprachvergleichs, wie sie hier vorgestellt
 10 werden soll, sondern im tieferen und essentielleren Sinne gerade die Bewusstseinsfrage, die darüber entscheidet, ob die momentan als selbstverständlich vorausgesetzten Rekonstruktionen früherer Sprachformen überhaupt als realistisch einzustufen sind, oder ob nicht das weltweit existierende Sprachmaterial, welches uns auch zeitlich bis ins 5. Jahrtausend vor Christus führt, zuverlässigere Hinweise zu geben vermag, über Wandlungstendenzen der Sprache auf der einen
 15 und einen Erhaltungstrieb derselben auf der anderen Seite. Wir haben Fragen zu besprechen wie jene, wie es soweit kommen konnte, dass die meisten Linguisten den Begriff der Urverwandtschaft von Sprachen gegenwärtig überaus eng umreißen und so verhindern, dass fortschrittliche und historisch konsequente Ansätze — wie jener von GREENBERG —, die berücksichtigen, dass grammatikalische Verwandtschaft zwingend jünger sein muss als Wortverwandtschaft, heute
 20 ernsthaft weiter diskutiert und verfolgt werden. Solche Problemstellungen sollen im Verlauf dieser Abhandlung besprochen werden. Sie werden uns zeigen, dass der derzeit vorherrschende, eingeschränkte Blick auf semantische Phänomene in Bezug auf den Sprachwandel nicht in der Lage ist, diesen wesens- und damit wirklichkeitsgemäß zu erfassen.



25 Der einleitend-phänomenologische Teil dieser Arbeit handelt davon, die Charakteristik des Sprachbaus an Worten aufzuzeigen, die sich durch die Konsonantenverbindungen B-R und P-R und deren L-Variationen auszeichnen. Das Zusammenwirken der Labiale mit den Fließlauten sowie den zugehörigen Vokalen wird sich als eine *gesetzmäßige* Wiedergabe natürlicher und geistiger Gebärden in Wortform offenbaren, die ein *Heraustreten aus einem vorangehenden*
 30 *Abschluss* in jeder denkbaren Art und Weise beschreiben. Das heißt, dass in früheren Zeiten der Sprachbildung anhand dieses Konsonantenstammes nachempfunden worden ist, was sowohl in Vorgängen der Natur als auch in seelischen und gedanklichen Regungen der Menschen sich in der Form zeigte, dass eine irgendwie geartete Bewegung in Verbindung mit einer hüllenden Gebärde oder eine solche aus einer Umhüllung heraus zugrunde lag. Im weiteren Verlauf dieser
 35 Untersuchung wird eine Vielzahl anderer Lautgefüge erforscht werden, um die Gültigkeit und Tragweite der eingangs erwähnten Annahmen zu bekräftigen. Insgesamt stellen die einzelnen Arbeitsschritte den bescheidenen Versuch dar, Lautkonfigurationen einem zugrundeliegenden Gestaltungsprozess, einem *Urbild*, dem diese Formgebilde entspringen, zuzuordnen.

Um dahin vorzudringen, ist es vonnöten, dass wir uns mehr oder weniger ausgiebig mit der
 40 Geschichte der Sprachwissenschaft samt ihrer diesbezüglichen Denkmodelle beschäftigen. Dem voraus geht ein knapp bemessener Überblick über einige Volksmythologien im Zusammenhang

¹⁷ Ich möchte bezogen auf Sprachvergleiche betonen, dass ich keineswegs geneigt bin, die etablierten Zugänge zur Prüfung von ‹historischer› Sprachverwandtschaft anzuzweifeln. Um mögliche Urverwandtschaft zwischen großen und geographisch wie zeitlich weit entfernten Familien zu prüfen, bedarf es indes einer erweiterten Methodik, die die offensichtlichen Gegebenheiten früherer Zeiten berücksichtigt.

¹⁸ Gemeint ist hier die Glottochronologie. Diese stellt ein vermeintliches Mittel zur Datierung der Zeitspanne dar, in der verwandte Sprachen sich trennten. Sie wird — zurecht — von den meisten Linguisten abgelehnt, da alle ihre Grundannahmen plausibel in Frage gestellt werden können. Dennoch wird diese Methode von einigen Forschern, selbst von solchen, die sie grundsätzlich ablehnen, verwendet, um lexikalische Belege gleicher Worte anzuzweifeln, da die Bestandsdauer von Wortwurzeln über solch lange Perioden hinweg als unwahrscheinlich angesehen wird.

mit der Frage nach der Existenz einer verflochtenen Ursprache der Menschheit. Dass in dieser Arbeit der historische Rückblick nur ein bruchstückhafter sein kann, liegt indes auf der Hand. Immerhin vermag er einen einleitenden Blick über die verschiedenartigen weltanschaulichen Strömungen sowie deren Einfluss auf die Erforschung der Sprache zu skizzieren.

5 Im Fortgang dieser Untersuchung werden grundlegende Kernbereiche der Linguistik berührt, etwa die Morphologie, Phonologie, Phonetik oder die Sprachphilosophie, und Exkursionen in die Gebiete der kognitiven Linguistik, der Neurobiologie, Soziolinguistik und der Universalienforschung unternommen. Das Hauptaugenmerk der Abhandlung liegt unterdessen darauf, ein neues Verständnis für die Lehre der Laut- und Wortbedeutung, *die Semantik*,¹⁹ zu gewinnen. 10 Ausgangspunkt ist damit das Zeichen, der Laut, der im Zusammenspiel mit anderen Lauten ein Lautbild gestaltet, das sich als Wort vor den Betrachter stellt. Man wird vergeblich danach suchen, in dieser Abhandlung eine Bestätigung jener Theorien zu finden, die die Sprache als mechanische Konzeption auffassen. Es wird sich herausstellen, dass Sprache ein ästhetisches Phänomen ist, dessen sakrale Geheimnisse einer rein physiologischen Wahrnehmung verborgen 15 bleiben. Diese werden erst durch eine genaue introspektive Betrachtung, aufbauend auf einem durchdenkenden Vernunftakt, erkennbar. Die Sprache als geistiges Erzeugnis erweist sich weder als Ergebnis des bloßen Instinkts — und damit nicht als alleinige Folge evolutionsbiologischer Prozesse — noch als ein Produkt eines im Gehirn tätigen Denkens. Aus den hier vermittelten Gedankeninhalten wird hervorgehen, dass einige erdachte Gesetzmäßigkeiten in Bezug auf die 20 Sprachentstehung und Sprachbildung, wie die Lautwandelgesetze der Indogermanisten, bislang unvollständig und damit nicht wirklichkeitsgemäß verstanden wurden. Ich bin mir darüber im Klaren, welche einschneidende Implikationen und Konsequenzen für den Betrieb der Linguistik eine solche Aussage mit sich brächte, sollte sie sich als korrekt erweisen.

Dennoch muss betont werden, dass man in dieser Schrift keinen bloßen *Beweis* für diese oder jene Erkenntnis finden wird. Zwar trage ich vielgestaltige Belegketten zusammen, allein: das 25 *Wesen* des Auseinandergesetzten muss verstanden werden, weshalb nicht allein die Quantität entscheidet. Jedes einseitige Streben nach äußeren Beweisen ist die Folge eines Mangels an Überschau über ein Phänomen. Beweise sind in vielen Fällen dazu verdammt, zu erscheinen und zu verschwinden, erbracht und widerlegt zu werden. Es kann letzten Endes lediglich auf 30 Anschauliches hingewiesen werden, auf die *einheitliche Bildekraft* der Sprache. —

Diese Ausarbeitung ist keine genuin linguistische, sondern eine transdisziplinär-systemisch-metakontextuelle. Nicht nur aus diesem Grund verzichte ich weitestgehend auf fachspezifische Formulierungen. Gleichwohl bin ich mit den grundlegenden Modellen und Methoden moderner linguistischer Disziplinen vertraut. Eines meiner Ziele war es, zentrale sprachwissenschaftliche 35 Probleme mit den Grundgedanken der epistemologischen Werke RUDOLF STEINERS zu durchdringen. Er hat diese Gedanken in seinen Abhandlungen *Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*, *Wahrheit und Wissenschaft* und weiteren formuliert. Die darin vorgetragenen Anschauungen bilden meines Erachtens die Grundlage einer zeitgemäßen und systematischen Wissenschaftstheorie und zugleich das Fundament einer anthropomorphen 40 Bewusstseinstheorie, die der Wissenschaft der Gegenwart noch immer ermangelt.

Für STEINER standen sinnliche und innere Bewusstseinserscheinungen generell gleichwertig nebeneinander, da beide zuerst einmal als *Wahrnehmung* auftreten. Der wesentliche Unterschied beider Formen der Wahrnehmung lag ihm darin begründet, dass gegenständliche Erlebnisinhalte und Impressionen durch die äußeren Sinnesorgane aufgenommen werden, während wir geistiger 45 Inhalte durch inneres Erleben gewahr werden. Beide Arten des Eindruck-Erlebens müssten nun durch das Denken ihrem Wesen gemäß begriffen werden. Zu einer Wahrnehmung, sei es eine physische oder seelisch-geistige, gehörte für STEINER folglich eine zweite Erfahrungstatsache, die sich als das eigentliche Erkenntnismittel erweist. Dieses sei im Durchdenken der wahrgenommenen Inhalte zu suchen. Das Denken hat die Aufgabe, alles Wahrgenommene begrifflich 50 zu durchdringen. Dieses geistige Messen diene also dazu, Gesetzmäßigkeiten, welche sich aus dem sinnenden Beobachten eines Objekts ergeben, zu erkennen, sie wesensgemäß zu erfassen. Die Dinge der Welt würden erst *wirklich* durch den sie erkennenden Geist. Dieser Erkennende

¹⁹ MICHEL BRÉAL führte diesen Begriff in die Linguistik ein. Vgl. *Essai de Sémantique*. Paris, 1897.

tritt in Menschengestalt ins Dasein. RUDOLF STEINER korrigierte die abwegige Ansicht, dass die menschliche Wahrnehmung lediglich ein Erzeugnis gewisser Gehirnprozesse sei und dass unser Nervensystem, weil es in sich geschlossen sei, die äußere Welt gar nicht wiedergeben könne. Folgte man dieser Anschauung, stellten sämtliche Wahrnehmungen nur schlichte Funktionen und Modifikationen unserer leiblichen Organisation dar, nicht die wirklichen <Dinge an sich>.

5 Das würde bedeuten, dass jede Wahrnehmung subjektiver Natur wäre und nicht die tatsächliche Beschaffenheit eines Gegenständlichen wiederzugeben vermöchte. Es wird außer Acht gelassen, dass unsere Organisation von der Welt (dem <Ding an Sich>) selbst als Organ geschaffen wurde. Die Ich-Welt-Trennung nimmt der Mensch im Erkenntnisprozess vor, sie ist nicht naturgegeben.

10 Obigem Vorurteil begegnete STEINER mit dem Einwand, dass demnach auch die Kenntnis des Gehirns, samt seiner physiologischen Prozesse, als subjektiv gelten müsse, da vom Gehirnorgan durch keine andere Methode als einer denkenden Betrachtung Erkenntnisse erlangt werden können. Der auf IMMANUEL KANT (1724–1804) basierende Irrtum, der Mensch sei in seiner Vorstellungswelt gefangen, geistert bis heute in Gelehrtenkreisen herum. Er wurde bereits durch

15 PAUL ASMUS (1842–1877)²⁰ korrigiert und ferner durch kognitionswissenschaftliche Ansätze in Frage gestellt.²¹ Wäre das menschliche Ich nicht umgebungsimmanent — eigentlich: *in der Welt anwesend* —, es könnte keine gültigen Erkenntnisse über diese Welt gewinnen. Konsequentes Anwenden des veraltet-kantschen Denkmodells würde zur Folge haben, dass alle Erkenntnisse, die der Mensch durch jahrhundertelange Beobachtungen mittels seiner Organisation gewinnen

20 konnte, hinfällig wären, da letztere gar nicht die Wirklichkeit erfassen könnte. Damit würde sich jedwede Forschung erübrigen, da man sich der Berechtigung, die Sinne zu erforschen, beraubte. Für RUDOLF STEINER war indessen evident, dass, um eine Erkenntnis zu gewinnen, sowohl die *Wahrnehmung* als auch das *Denken* notwendig seien. Dies galt ihm sowohl für sinnliche als auch für sinnlichkeitsfreie Wahrnehmungen und den aus solchen gewonnenen Eindrücken.

25 Für KANT waren dem Denken unüberwindbare Erkenntnisgrenzen gesetzt, da er das Ich des Menschen und dessen Vorstellungswelt ins Leibesinnere hineinversetzte und dort als von der Außenwelt isoliert auffasste. STEINER hielt, damit selbst über die derzeitigen kognitionswissenschaftlichen Modelle noch hinausgehend, dagegen, dass das menschliche Ich sich innerhalb der Gesetzmäßigkeit der Dinge befinde, während die Leibesorganisation so etwas wie ein Spiegel

30 sei, der das welthafte Leben des eigentlichen Menschen-Ichs jenem Ich, das wir als Alltags-Ich kennen, durch seine organische Leibestätigkeit reflektiere. Der die Wirklichkeit erkennende Teil des Ich wese außerhalb des Leibes und seiner physiologischen Funktionen. Das wirkliche Ich lebe in den Dingen und Wahrnehmungen und demnach innerhalb der den Umweltprozessen zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeiten.²² Nur dadurch würden Erkenntnisse über die Wesens-

35 zusammenhänge der äußeren und der inneren Erfahrungswelt möglich. Leicht begreiflich wird dieser Gedanke, wenn man sich vergegenwärtigt, dass allgemeine Gesetzmäßigkeiten zwar meist anhand konkret-empirischer Tatbestände gefunden werden, diese aber, sobald sie einmal gewonnen wurden, fortan als objektives Gesetz, rein gedanklich, erneut vergegenwärtigt werden können. Wie nun ein solches Gesetz unabhängig von unserem Leib existiert, aber erst anhand

40 empirischer Forschung sichtbar gemacht wird, lebt das Ich zugleich außerhalb des Leibes, den es aber bedarf, um sich der Prozesse und Gesetzmäßigkeiten vermittle der konkreten Vorgänge selbst bewusst zu werden. Trachte man danach, so STEINER, erkennen zu wollen, nach welchen Gesetzmäßigkeiten ein Spiegelbild entsteht, sei man entsprechend an die Gesetze des Spiegels gewiesen. Von diesem hängt es erfahrungsgemäß ab, wie der Beschauer sich darin spiegelt. Das

45 *Wesen* desjenigen, der sich im Spiegel beschaut, liege nichtsdestotrotz außerhalb desselben.²³ Eine isolierte Betrachtung bloß sinnlich messbarer Phänomene stellte für STEINER etwas in der

²⁰ Vgl. ASMUS, PAUL: Das Ich und das Ding an sich. Geschichte ihrer begrifflichen Entwicklung in der neuesten Philosophie. Halle, 1873.

²¹ Vgl. KELLY, EDWARD F. / KELLY, EMILY WILLIAMS et al.: Irreducible Mind. Toward a Psychology for the 21st Century. Plymouth, 2010.

²² Vgl. STEINER, RUDOLF: Die psychologischen Grundlagen und die erkenntnistheoretische Stellung der Anthroposophie. In: Philosophie und Anthroposophie. Gesammelte Aufsätze 1904–1923 (GA 35). Dornach, 1984. S. 111–144. Hier: S. 111 ff.

²³ Vgl. ebd. S. 140.

Tat Unwissenschaftliches dar. Das systematische und methodische Durchdenken von durch innere Wahrnehmung gewonnenen Bewusstseinsinhalten galt ihm folglich als Äquivalent zum wissenschaftlichen Durcharbeiten sinnlich-empirisch gewonnener Eindrücke. Entsprechende erkenntnistheoretische Überlegungen werden im Verlauf dieser Abhandlung das Dargebrachte

5 kognitionswissenschaftlich stützen und abrunden.

Ich werde auf den kommenden Seiten versuchen in dasjenige einzuführen, was sich in den individuellen Wortgestalten morphogenetisch spiegelt, die Urbilder unseres Sprachbaus, kurz: das *Wesende der Sprache*. Ernstes Bestreben dieser Untersuchung ist es, zu verbinden, was zusammengehört. Die traditionelle Scheidung der Sprachwissenschaft von den Bereichen der

10 Erkenntnis- und Bewusstseinstheorie sowie der Sprachphilosophie muss überwunden werden, um zu einer systemischen Forschung, einer modernen Geisteswissenschaft fortzuschreiten.

Es kann nicht garantiert werden, dass in dieser Pionierarbeit nicht der eine oder andere Denkfehler begangen wurde oder sich die eine oder andere etymologische Fehldeutung einschlich. Beide Tatbestände würden höchstens den Einzelfall korrigieren, in dessen Kontext sie auftreten, nicht aber wären sie relevant für die wesentlichen Gesetzmäßigkeiten, den Gesamtzusammenhang, der hier auseinandergesetzt wird. Künftige Arbeiten werden zweifelsohne manches von mir Dargestellte zu verbessern haben. Viele behandelte Fragen und Problemstellungen, die ich bemüht war aus verschiedenen Blickwinkeln präzise und transparent zu beschreiben, werden nachfolgende Forscher viel genauer erfassen und richtiger beantworten können, als es mir vergönnt gewesen ist. Mehr als eine Vorarbeit geleistet zu haben, halte ich mir nicht zugute. Trotz aller Umfänglichkeit bin ich mir im Klaren, dass diese Abhandlung, die ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, ein ewiges Fragment bleibt. Zu gewaltig und durchdringend sind die einzelnen Facetten und Wesensglieder der Sprache, um jemals eine vollständige Abbildung in der physischen Welt erfahren zu können. Gerne schließe ich mich dahingehend einer schönen

25 Formulierung des Chemikers JOHANNES ZWIAUER (1922–2018) an.

«Es kommt nicht auf Vollständigkeit an, sondern es kommt darauf an, dass eben etwas durchsichtig wird.»²⁴

Mir bleibt noch eine Bitte an alle, die dieses Werk zu lesen gedenken: Studieren Sie zuerst das ganze Buch, vor allen Dingen auch den historischen Teil, bevor Sie sich ein Urteil über gewisse

30 Einzelheiten des phänomenologischen Abschnitts bilden. Es wäre schön, wenn es wieder zur Gewohnheit würde, wohlwollend den Gesamtinhalt zur Kenntnis zu nehmen, um von diesem aus dann zu versuchen, die Einzelheiten zu prüfen und nachzuvollziehen. Wir betrachten zuerst die Phänomene, die wir nicht einfach interpretieren oder ausdeuten, sondern die als Ganzheit in unserem Denken sich aussprechen und die ihrem Wesen nach verstanden werden wollen.



Ich habe mich bei einigen Menschen zu bedanken. Vor allen anderen gilt mein Dank meiner Partnerin ANNE DAMROW, die sehr oft zurückstecken musste, während ich in die Arbeit vertieft war und dennoch immer verständnisvoll und beratend an meiner Seite stand. Für den Impuls, diese Arbeit überhaupt aufzunehmen, gilt meine Dankbarkeit JENS GÖKEN, der die Erstauflage zusammen mit STEFANIE BELOW lektoriert hat, und damit verbunden meiner lieben Freundin

40 BRITTA JENSEN, ohne die mich das Schicksal womöglich nicht zu JENS geführt hätte. STEFANIE gilt mein Dank für die wertvollen Hinweise seinerzeit. Große Verbundenheit gilt KATHARINA VOGT und ILJA KARENOVICS. ILJA habe ich nicht nur die schöne Covergestaltung zu verdanken, sondern wesentliche Bemerkungen und eine stets ehrliche und umsichtig-reflektierte Kritik. Für letztere bin ich ferner NICOLAI PETERSEN verbunden. Auch FRANZ PESCHKE sei mein Dank

45 ausgesprochen. Viele andere Menschen wären hier zu erwähnen, doch der Raum reicht dafür nicht aus. Alle, die gemeint sind, sind sich dessen bewusst.

²⁴ ZWIAUER, JOHANNES: Die Bedeutung des Wissens vom Geist in der Anthroposophie. Vortrag in Wien, 22.05.2016.